

Kriegs- und Nachkriegserinnerungen eines Wirtzfelders

Bewegte Zeiten (1. Teil)

Paul Drösch

Der folgende Beitrag ist ein Auszug aus der „ganz persönlichen Lebensgeschichte“, die der Autor unter dem Titel „Meine Heimat“ im September 2015 verfasst hat. Durch Vermittlung unseres Mitglieds Horst Drosson aus Wirtzfeld hat sich der Verfasser bereit erklärt, die folgenden Auszüge der Öffentlichkeit vorzustellen, wofür wir ihm herzlich danken.

Zum Autor

Paul Erich Drösch wurde am 17.07.1937 als zweiter Sohn von Nikolaus Drösch und Anna geb. Schneider (Honsfeld) im Elternhaus in Wirtzfeld geboren. Zur Familie gehörten noch die Geschwister Herbert

(*1935), Franz-Josef (1939-2005), Erika verh. Becker (*1941) und Ingeborg (1942-1943). Seine Paten waren Anna Halmes-Drösch aus Wirtzfeld und Paul Schneider aus Honsfeld. Getauft wurde er in der katholischen Kirche zu Wirtzfeld.

Sein Elternhaus beschreibt er als

„wohlbehütet“; er besuchte den Kindergarten und wurde am 16.10.1943 in Wirtzfeld eingeschult. Mit Beginn des zweiten Weltkrieges sollte sich sein Leben völlig verändern.



Familie Drösch-Schneider 1943.

(Alle Fotos: Sammlung des Autors)



Die Paten Anna Halmes-Drösch und Paul Schneider.

1944

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges sollte sich sein Leben völlig verändern.

Mit dem Einmarsch der deutschen Truppen am 10. Mai 1940 gliederte Adolf Hitler das Gebiet Eupen-Malmedy wieder dem Deutschen Reich an und so wurden wir über Nacht deutsche Staatsbürger. Die Bevölkerung war jedoch gespalten, zumindest gedanklich. Es folgten nicht alle dem Ruf Adolf Hitlers „Heim ins Reich“. Und so wurden die Belgientreuen mit Argusaugen beobachtet. Die Deutsch-Gesinnten wurden zu Beginn des Krieges am 20. Mai 1940 zur Wehrmacht eingezogen¹ und mussten an allen Seiten der Front kämpfen. So auch mein Vater. Er war an der russischen Front im Einsatz, was ihm dann nach Ende des Krieges vom belgischen Staat als Kriegsverbrechen angelastet wurde.

Vom Kriegsgeschehen selbst habe ich als siebenjähriger Junge nicht viel mitbekommen. Bis zum Ende des Krieges, als die Amerikaner von Westen her Frankreich besetzten, entwickelte sich in den Ardennen ein überaus heftiger Kampf: die Ardennenoffensive. Als die Amerikaner immer weiter vorrückten, entschlossen sich die deutsch-gesinnten Bürger ihre Heimat im September 1944 zu verlassen. Der Rest der Bevölkerung wurde am 7. Oktober 1944 nach Malmedy evakuiert. Lediglich 10 Männer blieben zur Versorgung des Viehs im Dorf. Später erhielten noch ein paar Bauern die Genehmigung, ins Dorf zurückzugehen, um die Kartoffelernte einzubringen.

Gegen Ende des Krieges, im Dezember 1944, erlebten die Wirtzfelder wohl den schwärzesten Tag ihrer neueren Geschichte. Wirtzfeld lag genau zwischen den Fronten und wurde von beiden Seiten hart umkämpft. In der Nacht vom 15. auf den 16. Dezember 1944 tobte ein überaus heftiger Kampf zwischen deutschen und amerikanischen Soldaten. Tags zuvor hatten die zurückgebliebenen Wirtzfelder das Dorf verlassen, um sich vor dem Inferno in Sicherheit zu bringen. Das Dorf wurde bei diesen Kämpfen



Das „Pauels“ genannte Elternhaus wurde 1768 erstmals erwähnt.

größtenteils zerstört. Totes Vieh lag auf den Straßen, hart gefroren.

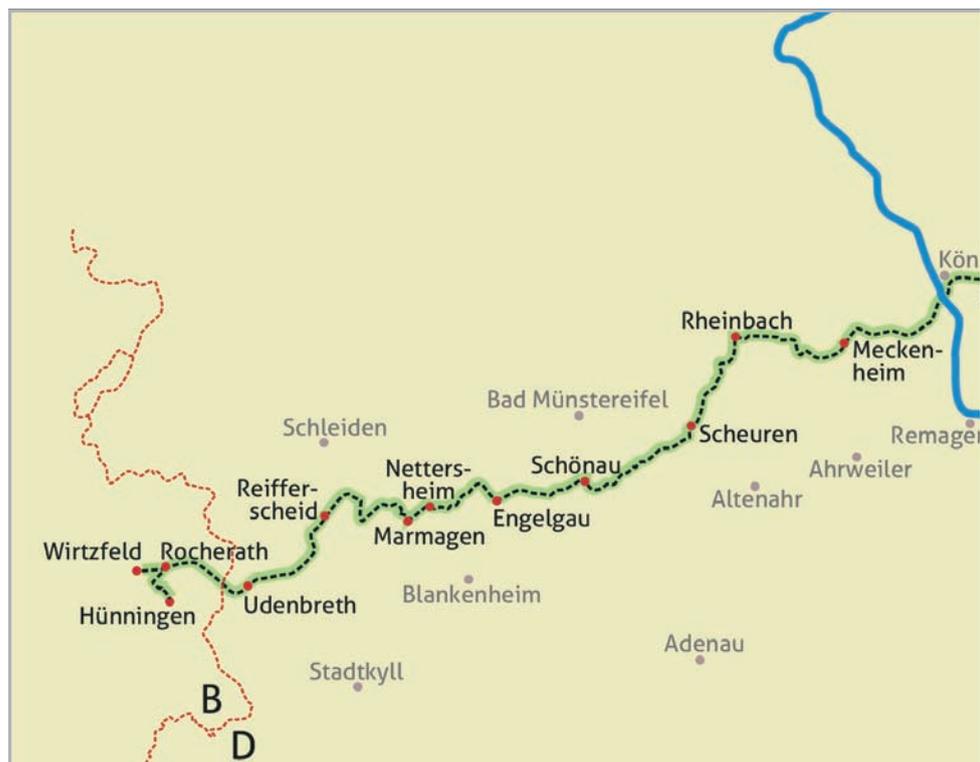
Die Ardennenoffensive hat in Wirtzfeld ihren Tribut gefordert. 44 Personen mussten für diesen sinnlosen Krieg ihr Leben lassen - 44 Personen zu viel für diesen kleinen Ort von 400 Einwohnern.

Evakuierung

Wir gehörten zu denen, die im Sep-

tember 1944 ihre Heimat verlassen hatten. Wir waren dem Aufruf der Parteiführung gefolgt und ins Innere des Deutschen Reiches aufgebrochen. Am frühen Morgen des 4. September 1944 setzten wir uns mit einem Treck von acht von Pferden gezogenen Wagen und etwa fünf Ochsen gespannen sowie einer großen Anzahl von Vieh in Richtung Deutschland in Bewegung.

¹ A.d.R.: Zu diesem Zeitpunkt handelte es sich noch um Freiwillige.



Wegstrecke des Trecks, nach Angaben von Helma Drosson.

Der Treck zog mit ca. 85 Personen aus Hünningen, Wirtzfeld und Rocherath los. Da wir selbst keinen Fuhrmann zur Verfügung stellen konnten, fuhren wir vier kleinen Kinder im Alter von 3 bis 9 Jahren und meine Mutter bei Familie Andres und ihrer Schwiegertochter mit. Hier war Josef Andres der Fuhrmann. Die Wagen waren beladen mit dem allernötigsten Hausrat, Kleidung und Verpflegung. So fuhren wir bei Udenbreth über die Grenze. Hier wollten schon einige umkehren, denn sie sahen mit dem Zug ins Ungewisse keinen Sinn. Doch Arnold Hilgers, Kreisbauernführer aus Wirtzfeld, der den Treck in Parteiuniform führte, wusste die Teilnehmer von der Richtigkeit dieses Vorhabens zu überzeugen und zur Weiterfahrt zu bewegen. Als dann im weiteren Verlauf des Weges die mitgeführten Kühe und Rinder den Treck bei seinem Vorwärtskommen zu stark behinderten, entschloss man sich, die Tiere zu verkaufen.

Auf Weisung der deutschen Behörden schleuste man den Treck immer weiter ins Reich hinein, bis nach Hessen. Arnold Hilgers fuhr als Treckleiter immer mit dem Fahrrad ca. 20-30 km am Tag voraus, machte ein Quartier für uns und die Tiere aus, meistens in Scheunen und Dielen, kam



Die Wirtzfelder Gruppe unterwegs.

zurück und erklärte den Fuhrleuten den Weg, dem sie folgen sollten. So legten wir meistens die vorgegebene Strecke zurück. Teilweise wurden die Personen auch von der Bahn mitgenommen; aber der größte Teil der Strecke wurde mit den Fuhrwerken zurückgelegt.

Ein Ereignis werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Es war kurz vor Nettersheim. Als wir mit dem Zug dorthin unterwegs waren, blieb er auf freier Strecke stehen und ein Schaffner schrie: „Alles aussteigen - Fliegeralarm! Alle nichts wie raus!“ Da hörten wir auch schon das Hämmern der Bordwaffen. Ich stand

noch auf dem Trittbrett und schaute nach rechts, da sah ich einen Schaffner, der in einem Weichenstellhäuschen Schutz gesucht hatte, in sich zusammenbrechen. Unter Schock habe ich den Anschluss an die anderen gerade noch geschafft. Wir flüchteten durch ein Getreidefeld in einen nahe gelegenen Wald. Da kamen die Flieger auch schon zurück und schossen wahllos in den Wald hinein. Zum Glück blieben wir unverletzt. Wir klammerten uns an unsere Mutter, weinten und beteten zugleich, der liebe Gott solle uns beschützen. Als die Flieger dann abdrehten, versammelten wir uns wieder am Zug und setzten unsere Fahrt nach Netters-



(Kartenskizze: K.D. Klauser)

heim fort. Wie viele Tote und Verletzte es gegeben hat? Ich weiß es nicht. Ich habe heute noch den Schaffner vor Augen, als er in seiner blauen Uniform mit roten Litzen getroffen in sich zusammensackte.

In Nettersheim machten wir dann ein paar Tage Pause, um uns von dem Schock des Fliegerangriffs und den Strapazen der vergangenen Tage zu erholen. Der Weg führte uns anschließend weiter über Schönau nach Rheinbach.

Im Hessischen

Nach einem weiteren Fliegerangriff in der Nähe von Rheinbach setzten wir unseren Weg nur noch mit den Fuhrwerken fort. In Niederdollendorf bei Königswinter angekommen, überquerten wir mit einer Fähre den Rhein. Von dort ging es weiter an Bad Honnef vorbei nach Altenkirchen und Hachenburg, wo wiederum eine Pause eingelegt werden musste, da die Pferde und Ochsen lahmten. So kamen wir über Dillenburg und Herborn nach Bottenhorn (Hülshof), wo die ersten Familien eine Unterkunft zugewiesen bekamen. Der übrige Treck bewegte sich weiter nach Runzhausen und Bellnhausen. In Bellnhausen fanden Familie Mayer aus Rocherath bei Familie Wege (Fra Hof, mein heutiges Zuhause) und Familie Fink aus Rocherath bei Kaspar Lenz (Schmitts Hof) eine Bleibe. Der Rest des Trecks fuhr bis Dautphe,

Friedensdorf und Wolfgruben.

Als wir dann am 6. Oktober 1944 in Dautphe ankamen, fuhren wir bis zum Bürgermeisteramt, wo uns Bürgermeister Debus in Empfang nahm. Die Zuteilung der Familien erwies sich schwieriger als gedacht. Familie Andres mit ihren Töchtern und Schwiegertochter kamen bei Rudolf Werner (*Ennesch*) und Josef Andres mit seinem Fuhrwerk bei Schnaesch unter. Die Fuhrwerke konnten bei der Feldarbeit eingesetzt werden, da die heimischen Pferde zum Teil von der Wehrmacht eingezogen worden waren. Bei uns war die Unterbringung schon viel schwieriger; wer wollte schon eine Frau mit vier kleinen Kindern im Alter von drei bis neun Jahren bei sich aufnehmen? So wurden wir bei Familie Jakob Müller (Jokkobs) zwangseinquartiert. Sie mussten widerwillig ein Zimmer räumen, damit wir unterkamen. Im Zimmer stellten wir dann zwei Betten, einen kleinen Schrank, ein paar Kisten und Kartons auf. Ein kleiner Ofen mit etwas Brennholz wurde uns von der Gemeinde zur Verfügung gestellt. Das sollte vorübergehend unser Zuhause werden.

Aber wir bekamen bald die Unfreundlichkeit zu spüren, besonders die von Oma Müller. Zudem waren wir auch noch Katholiken. Wir mussten uns stets ruhig verhalten, damit wir unserer Mutter nicht noch mehr Schwierigkeiten machten, als sie ohnehin schon hatte. So stand unter einem Bett eine Schüssel mit Kartoffeln,

die uns die Nachbarn fürs erste gegeben hatten. Unter dem anderen waren eine Kiste mit Holz, Kohle und ein Nachtopf, wo wir unsere Notdurft verrichten konnten, denn wir trauten uns noch nicht einmal, draußen auf dem Hof ihr „Plumpsklo“ zu benutzen. Die paar Scheite Holz reichten kaum zum Kochen und so war es bitterkalt im Zimmer.

Tod der Mutter

Kurz vor Weihnachten wurde unsere Mutter schwer krank. Sie bekam Diphtherie und Scharlach. Die Bemühungen des Arztes aber waren vergebens, denn er bekam nicht das vielleicht rettende Penicillin (Antibiotika). So verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand von Tag zu Tag, bis sie nicht mehr aufstehen konnte. Die Diakonie-Schwester Minna schaute täglich nach meiner Mutter, gab ihr das, was sie an Medikamenten aufreiben konnte, um sie wieder gesund zu bekommen.

Andres Oma kümmerte sich während dieser Zeit um uns und sorgte dafür, dass wir etwas zu Essen hatten. Es gab nie viel. Die Leute aus dem Dorf brachten uns schon mal Gemüse, Brot oder auch mal ein Stück Wurst oder Speck vorbei. Sonst gab es meistens nur Kartoffelsuppe und trockenes Brot. Es war halt eine arme Zeit. Den anderen Bürgern in Dautphe ging es auch nicht viel besser; es herrschte ja noch Krieg.



Die Mutter: Anna Drösch-Schneider. - Am Grab der Mutter: (v.l.) Paul, Erika und Franz-Josef.



Die Pflegefamilie: Tante Margret, Paul und Onkel Ludwig - Oppermann's Hof.



Wir Kinder haben jeden Tag mit Andres Oma gebetet, dass unsere Mutter wieder gesund werden sollte. Aber der liebe Gott hatte anders entschieden. Am 12. Januar 1945 ist sie dann im Alter von nur 37 Jahren friedlich eingeschlafen.

Der katholische Pfarrer aus Biedenkopf beerdigte sie dann fernab ihrer Heimat auf dem Friedhof in Dautphe. Doch was sollte nun aus uns Kindern werden? Der Vater im Krieg, die Mutter gestorben und wir ganz allein. Die Tränen, die da geflossen sind, sind nicht zu zählen. Ich habe nur noch geweint. Vielleicht ist das auch der Grund, weshalb ich heute so nah am Wasser gebaut habe und mir so manche Begebenheit unter die Haut geht.

Andres Oma nahm uns für ein paar Tage zu sich in ihre Wohnung, bis man eine Bleibe für uns gefunden hatte. So fanden sich alsbald Leute im Dorf, die uns bei sich aufnehmen wollten. Aber was wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht wussten, war, dass wir auseinandergerissen werden sollten. So kam Herbert zur Familie Juncker (*Jonkesch*), Franz-Josef zur Familie Rein (*Reins*), Erika zu Seibels Heinrich und seiner Frau (*Gritte*) und ich zur Familie Lud-

wig Wege (*Oppermanns*).

Zuerst ging alles gut. Aber nach einiger Zeit setzte bei mir das sogenannte Heimweh ein. Fernab der Heimat, ohne Vater und Mutter, dazu noch bei fremden Leuten, habe ich oft geweint bis ich einschlief. Nach dem Tod meiner Mutter war ich einsam und allein. Tante Margret und Onkel Ludwig (so nannte ich meine Pflegeeltern) sowie Tante Lieschen und Annchen (die beiden ledigen Schwestern von Onkel Ludwig) haben alles für mich getan, um mir den Schmerz der Tren-

nung von meiner Familie etwas zu nehmen.

Zu meinem 8. Geburtstag bekam ich einen Ball als Geschenk. Es war kein Ball im heutigen Sinn, nein, ein Ball aus alten Lumpen, zusammengewickelt und mit buntem Garn umhüllt. Dieser Ball sollte mich ein bisschen von meinem Leid ablenken und den Verlust meiner Mutter etwas erträglicher machen. Darüber habe ich mich riesig gefreut.

Zum Glück waren wir Geschwister nicht allzu weit voneinander untergebracht, so dass wir uns jeden Tag treffen konnten. Manchmal erlaubte mir Tante Margret, auch einmal bei Herbert zu übernachten. Dann war ich überglücklich. Sie haben mich alle sehr gemocht und mir geholfen, wo sie nur konnten. So hat mich Tante Lieschen oft Huckepack ins Bett getragen, ein kleines Nachtgebet mit mir gesprochen oder ein Liedchen vorgesungen, bis ich eingeschlafen war.

Doch bei all diesem Wohlwollen hat mir meine Mutter sehr gefehlt. So möchte ich an dieser Stelle einen Spruch einfügen, der mir Jahre später wieder in die Hände fiel.

(Fortsetzung folgt)

Mutterherz

**Schon früh im Leben vom Schicksal ereilt,
verlor ich die Mutter,
die es stets gut gemeint!
Nur schwach ist sie mir in Erinnerung!
Ich war ein Bub,
noch unerfahren und jung,
wie sie mich lehrte ins Leben zu gehen,
um auch später im Leben sicher zu stehen.
Doch allzusehn die Zeit verrann,
nun steh' ich im Leben, allein als Mann.
Doch jetzt,
wo das Schicksal oft hart mich prüft,
muß ich erkennen, daß es oft genügt,
nur in Gedanken bei der Mutter zu sein,
an sie nur denken ist Sonnenschein.
Dreum nimm dir diesen Spruch zu Herz,
nichts kann ersetzen ein**

Mutterherz!